Mumien, Tempel, Pharaonen

Eine Geschichte des Alten Ägypten

Bearbeitet von
Barbara Mertz

1. Auflage 2012. Buch. 336 S. Hardcover
ISBN 978 3 8062 2500 6
Format (B x L): 15,5 x 23 cm

Weitere Fachgebiete > Geschichte > Alte Geschichte & Archäologie > Altes Ägypten & Ägyptische Archäologie

schnell und portofrei erhältlich bei

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

EINS

Die Beiden Länder

Geb der Jäger

An einem strahlenden Sommernachmittag des Jahres 5263 v. Chr. stand ein Mann auf den Felsen hoch über dem Niltal. Nur ein Schurz aus gegerbter Tierhaut bedeckte seinen schmächtigen braunen Körper. Mit seinen knapp über 1,60 Meter und seiner stolzen Haltung überragte er die meisten in seinem Volk – er war der Anführer der Gruppe. Die Menschen, die er führte, hatte er um sich geschart – Frauen, die ängstlich unter ihrem wirren schwarzen Haar hervorlugten und dafür sorgten, dass die Kinder in ihren Armen keinen Laut von sich gaben; Männer mit ihren Waffen, mit Pfeil, Bogen und Steinaxt. Ein heißer Wind blies von hinten; sie hatten der Wüste den Rücken zugewandt. Das Land war nicht immer Wüste gewesen. Einst, zur Zeit ihrer Vorfahren, hatte es dort Wasser gegeben und Pflanzen und Tiere, die man jagen konnte, um satt zu werden. Nun hatte der Gott ihrer Heimat seine schützende Hand entzogen. Und so schauten sie mit glänzenden, sorgenvollen Augen auf das neue Land unter ihnen, eine grüne Lebensader, die sich durch die wachsende Ödnis rings umher zog. Der Anführer sah mit scharfem Blick glitzerndes Wasser und schlagende Flügel; seine Jägerohren erlauschten das Gebell eines Flusspferds in der Ferne. Dort unten gab es Nahrung und Wasser; und doch zögerte der Stammesführer. Er kannte das alte Leben mit all seinen Gefahren. Würde er es wagen, sich den unabsehbaren Gefahren des Unbekannten zu stellen, und, ohne es vorauszuahnen, den ersten Schritt auf die Pyramiden zuzugehen?

Eine schöne Szene, die allerdings ins Reich der Fiktion gehört. Manche Einzelheiten könnten sich dennoch genau so zugetragen haben. Die ersten prähistorischen Kulturen in Ägypten sind in der Zeit um 5500 v. Chr. fassbar, doch nicht einmal das Wunder der C14-Datierung kann jemals ein so genaues Datum liefern wie das eingangs genannte. Irgendwann in grauer Vorzeit kamen die Menschen aus der Wüste ins Niltal und siedelten sich dort in kleinen Dörfern an. Sie könnten ausgesehen haben wie der Stammesführer, der in einem

historischen Roman Geb oder Ab oder so ähnlich, jedenfalls einsilbig und vorgeschichtlich heißen würde. Doch war es wohl kaum ein einzelner, visionärer Mann, der das Leben als nomadischer Jäger aufgab, um plötzlich als Bauer in einem kleinen Dorf sesshaft zu werden. Dieser Wandel vollzog sich vielmehr im Laufe vieler Jahrhunderte.

Zugegeben, die Anhaltspunkte für diese große Veränderung wirken nicht gerade dramatisch, wenn man sie in staubigen Museumsvitrinen vor sich sieht – Feuersteinklingen und Pfeilspitzen, die sich auf den ersten Blick kaum von den groben Werkzeugen der Jäger unterscheiden; zerfledderte Reste eines geflochtenen Korbes, in dem man einst Getreide aufbewahrte; die Knochen eines Hundes, die für den Laien aussehen wie die Knochen irgendeines Wildtiers. Und doch ist dieser Übergang wichtiger als die Pyramiden und, zumindest in seinen Auswirkungen, spannender als der Goldschatz des Tutanchamun. Wir befinden uns hier am Anfang eines langen und folgenreichen Kapitels im großen Buch der Menschheitsgeschichte. Beim Blättern begegnen wir Königen und Eroberern, Dichtern und Erfindern. Vor unseren Augen entstehen Bilder von Schätzen, wie man sie selbst in den üppigsten Fantasiegeschichten nicht schöner findet; wir erforschen die dunkleren Aspekte des menschlichen Geistes ebenso wie seine strahlenden Triumphe. Doch wohl nie wieder sehen wir den Menschen bei einem so gigantischen Schritt wie diesem ersten, von dem wir bislang noch so wenig wissen.

Gewöhnlich setzen Wissenschaftler die erste »Revolution« der Menschheitsgeschichte zwischen das Paläolithikum und das Neolithikum. Diese Begriffe, auf Deutsch »Altsteinzeit« und »Jungsteinzeit«, bezeichnen im Grunde eine Veränderung in der Bearbeitung von Steinwerkzeugen. Das ist eigentlich aber der kleinste Unterschied zwischen den beiden Zeitaltern. Tatsächlich wurden die umherziehenden Jäger der Altsteinzeit zu den Bauern und Hirten der Jungsteinzeit. Wenn sich ein Stamm auf Dauer irgendwo niederließ, so folgten automatisch auch Landwirtschaft und Tierhaltung, vielleicht auch die Herstellung von Tongefäßen – wobei es allerdings beträchtliche Unterschiede von Ort zu Ort gab. Die Menschen jagten und fischten allerdings auch dann noch, als sie andere Methoden des Nahrungserwerbs entwickelt hatten. Diese Übergangsperiode ist im Niltal praktisch gar nicht nachweisbar – bisher. Es ist zu erwarten, dass irgendwann ein Beleg auftaucht, allerdings nicht unbedingt im Niltal selbst. In der Libyschen Wüste waren Jäger und Sammler unterwegs, und mögliche Anzeichen von längerfristig oder periodisch genutzten Wohnstätten liegen schon neuntausend Jahre zurück. Die ältesten bekannten vordynastischen Kulturen Ägyptens datieren aber erst in die Zeit um 5400 v. Chr.

Das Leben in den frühen Dorfkulturen darf man sich nicht gerade luxuriös vorstellen. Die aus Lehm und Pfählen errichteten Häuser bestanden im Grunde aus einem einzigen dunklen Raum ohne Fußboden und ohne Durchlüftung, wenn man von einem Rauchabzugsloch im Dach absieht. Die Körper der Toten wurden in flache Gruben im Sand gelegt und nur mit Strohmatten oder Häuten bedeckt. Doch an den Beigaben, mit denen sie bestattet wurden, können wir ablesen, wie sich der menschliche Geist langsam an die Idee der Unsterblichkeit herantastete. Die Menschen konnten nur davon ausgehen, dass das Leben nach dem Tod so weiterging, wie sie es kannten; deshalb hat der Jäger seinen Speer, die Frau ihre Perlen (welch Zeichen der Eitelkeit neben einem fleischlosen Schädel!), und manchmal schmiegen sich Kinderknochen an den Staub eines einst heiß geliebten Spielzeugs.

Die Knochen und ihre Besitztümer können zu uns sprechen, manchmal mit erstaunlicher Klarheit. Und auch der stumme Stein und der getrocknete Lehm legen Zeugnis ab, wenn wir nur auf das Richtige achten. So dürftig die Überreste aus jener fernen Zeit auch sind – die Archäologen haben ausgeklügelte Techniken entwickelt, um die größtmögliche Menge an Informationen aus jedem noch so winzigen Überrest herauszukitzeln. Sie verlassen sich dabei auf die Fähigkeiten vieler Experten – Paläozoologen, die anhand der abgenagten Knochen in Küchenabfällen die Tierarten bestimmen, Geochemiker, die Keramik analysieren, und Paläobotaniker, die über den ausgedörrten Getreidekörnern grübeln, die eine verschwenderische antike Hausfrau in einem Getreidekorb übersehen hatte. (Anders als man gemeinhin annimmt, hat kein sogenannter »Mumienweizen« aus Ägypten jemals einen Keim hervorgebracht; selbst der ägyptische Boden kann nicht alles über Jahrtausende hinweg konservieren.)

Der größte Teil archäologischer Funde aus dem vorgeschichtlichen Ägypten stammt aus Gräbern. Daneben gibt es ein paar wenige Siedlungsplätze und Abfallgruben. Die prähistorischen Äquivalente von Bierdosen und Melonenschalen sind Fischgräten und Tierknochen, abgenutzte Feuersteinwerkzeuge und Tonscherben. In der Nähe antiker Müllkippen muss es auch Siedlungen gegeben haben, aber von ihnen sind nur wenige erhalten geblieben. Aus den spärlichen Überresten haben Ägyptologen eine ganze Abfolge vordynastischer Kulturen definiert, die zwar in Beziehung zueinander stehen, aber jeweils ihr eigenes typisches Inventar (die Objekte, die von den Menschen der jeweiligen Kultur produziert und benutzt wurden) besitzen. In jener Zeit konnten zu einem solchen Inventar etwa Feuersteinwaffen, Perlen und Amulette, Körbe und Tongefäße gehören.

Ich habe mich nie entscheiden können, was ich nun langweiliger finde, Feuersteingeräte oder Tongefäße; doch ich erinnere mich noch genau an diese entsetzliche Leere, die über mich kam, sobald ich bei Prüfungen eine Tonscherbe bestimmen sollte. Wahrscheinlich ist dies nur ein Beweis für mangelnde Fantasie, denn Tonscherben sind ein überaus nützliches Hilfsmittel in der Archäologie. Der normale Haushaltstopf ist nicht wertvoll, deshalb werfen die Menschen ihn fort, wenn er zerbrochen ist, und Grabräuber lachen nur darüber. Die Scherben solcher Töpfe aber sind praktisch unzerstörbar. Deshalb liefert Keramik unglaublich wertvolle Anhaltspunkte für die Chronologie, denn die Scherben bleiben in der Regel dort liegen, wo man sie einmal hingeworfen hat. Man sollte allerdings fairerweise sagen, dass niemand jemals auf die Idee gekommen wäre, so weitreichende Schlussfolgerungen aus Tonscherben zu ziehen, ehe Sir William Flinders Petrie (1853–1942) darüber nachzudenken begann.

Es hat durchaus seine Berechtigung, dass wir Petrie hier als Ersten erwähnen, denn er war wirklich *die* überragende Gestalt in der Ägyptologie. Manche Gelehrte bezeichnen ihn als den Vater der »wissenschaftlichen« Archäologie überhaupt (aus persönlichen Gründen heraus bevorzuge ich das Adjektiv »kritisch«). Allein mit der Aufzählung all seiner Leistungen bei der Verbesserung der Grabungsmethoden könnte man Seiten füllen, doch selbst die traten hinter seinem rigoros logischen und exakten methodischen Ansatz zurück. Diese neue Herangehensweise war nicht Ergebnis seiner Ausbildung, sondern stammte von Petrie selbst; wie er bemerkte, gab es niemanden, der ihn hätte ausbilden können. Er kam nach Ägypten, als Gaston Maspero, der engagierte französische Direktor des ägyptischen Antikendienstes, erstmals die Einhaltung von Regeln und Vorschriften bei Grabungen durchzusetzen versuchte und damit zum Spielverderber in den Augen all jener wurde, die bisher in einem fröhlichen Gerangel um die besten Funde mutwillig geplündert und zerstört hatten. Petrie jedoch, der einen lautstarken Privatkrieg mit einheimischen wie ausländischen Dieben führte, hielt auch von Maspero nicht viel. Er besaß ein herausragendes Talent zur Schmähredе; seine beißenden Kommentare zu Ineffizienz und krummen Geschäften bekamen durch ihren eleganten, gelehrten Stil eine noch größere Wucht. In seiner Autobiografie schimpft Petrie auf andere Archäologen, den Antikendienst, Maspero, das British Museum, die Franzosen im Allgemeinen und eine ganze Menge Ägypter im Besonderen. Daraus könnte man schließen, dass Petrie – und nicht der Rest der Welt – aus dem Tritt gekommen war. Das ist einerseits richtig; aber es lag nur daran, dass er allen meilenweit voraus war und seine Zeitgenossen seine präzise und komplizierte Arbeitsweise noch nicht begriffen hatten. Petrie entwickelte kaum jemals per-

sönliche Antipathien. Er verdammte aber diejenigen in die tiefste Hölle, die aus Dummheit oder Käuflichkeit dafür verantwortlich waren, dass seine kostbaren Altertümer Schaden nahmen. Die meisten Ägypter, mit denen er arbeitete, mochte er, und er erwarb sich ihre uneingeschränkte Zuneigung und Loyalität. Die Männer, die er auf seinen Grabungen ausgebildet hatte, Bewohner eines Dorfes namens Quft, waren viele Jahre lang die gefragtesten Vorarbeiter und Hilfskräfte bei archäologischen Expeditionen.

Neben seinem fanatischen Beharren auf Genauigkeit beeindruckt vor allem Petries unglaubliche Energie. Er wachte über Ägypten vom Delta bis zu den Katarakten Nubiens wie ein mythologischer Drache, der Rohmaterial frisst und Knochen, Steine, Perlen und Scherben sauber katalogisiert wieder ausspuckt. Ein Beleg für seine Genialität ist auch, dass zahlreiche Geschichten über ihn kursieren. So etwas kennt man auch von weltfremden Gelehrten in anderen Bereichen, deren Leidenschaft für ihre Arbeit ihnen kaum Zeit für die alltäglichen Dinge des Lebens lässt. Petrie selbst beschreibt mit der für ihn typischen Begeisterung, wie er nackt in den stickigen Pyramidengängen zu arbeiten pflegte wie »der japanische Zimmermann, der nur mit einer Brille bekleidet ist, außer dass ich keine Brille brauche«. Er hatte kein Problem damit, zwanzig oder dreißig Kilometer durch die Wüste zu marschieren, um den Monatslohn für seine Arbeiter zu holen; und bei einer Grabung in Palästina mussten er und seine Mitarbeiter ihr Trinkwasser aus einem Brunnen schöpfen, das in Form und Farbe einer dicken Erbsensuppe ähnelte. Das habe ja auch sein Gutes, meinte Petrie unbeeindruckt; mit einem Becher davon bekämen sie nicht nur etwas zu trinken, sondern auch gleich noch Gemüse und Fleisch dazu.

Für Petrie zu arbeiten, muss wirklich ziemlich anstrengend gewesen sein. Eine besondere Herausforderung waren seine Essgewohnheiten, die er auch bei seinen Mitarbeitern voraussetzte. Eine Reihe Konservendosen und der dazugehörige Öffner wurden auf einer Platte in dem Grab aufgestellt, in dem die Expedition arbeitete, und wenn Petrie satt war, ließ er den Rest in der Dose für die nächste Mahlzeit stehen. Ein Studentenpaar soll sich angeblich ineinander verliebt haben, während es sich gegenseitig durch die anhaltenden Krampfanfälle einer Nahrungsmittelvergiftung half.

Ich habe kein schlechtes Gewissen, diese Anekdoten zu erzählen, denn meiner Ansicht nach sind sie der Statur eines großen Gelehrten nicht abträglich – ganz im Gegenteil. Die meisten wichtigen Beiträge zur Wissenschaft stammen von Menschen, die etwas anderes im Kopf hatten als die Frage, ob wohl genug Salz an der Suppe ist.

ZWEI

Häuser der Ewigkeit

König Djosers Zauberer

Ein Vorteil der Entdeckungsreisen vom gemütlichen Sessel aus ist, dass wir uns die Unannehmlichkeiten ersparen, die mit dem echten Entdeckerleben verbunden sind. Meiden wir also die staubigen Trampelpfade nach Sakkara und stellen wir uns vor, dass wir schon dort sind und zu einem fantastischen Bau aufschauen – zur Stufenpyramide.

Diese gewaltige architektonische Leistung steht ganz am Anfang der 3. Dynastie. Auf den ersten Blick kann man kaum glauben, dass dieselben Menschen, die sich in der 2. Dynastie noch mit Lehmziegeln und Erdgruben befassten, so schnell aus dem Loch herauskommen und mit bearbeiteten Steinblöcken als Leiter gen Himmel steigen konnten. Es gibt eine Menge Sand in Ägypten, den noch nie jemand bewegt hat, doch selbst wenn wir ihn ganz umschaufeln würden – das Staunen über solch einen Fortschritt in einer so kurzen Zeit würde sicher bleiben, und wohl auch die Feststellung, dass sie vor allem dem Genie eines einzelnen Mannes zu verdanken ist.

Die Überlieferung, diese viel geschmähte Magd der Geschichtsschreibung, hat den Bau der Stufenpyramide schon lange einem gewissen Imhotep zugeschrieben, dem Wesir und Architekten Djosers, des ersten oder zweiten Königs der 3. Dynastie. Seinen Namen hat man tatsächlich im Bereich der Stufenpyramide gefunden, und es gibt kaum einen Zweifel daran, dass die Überlieferung hier recht hat. Imhotep war einer jener begnadeten Menschen, die die Fantasie ihrer Nachfahren anregten. In griechischer Zeit wurde er schließlich zum Gott, und man rühmte ihn aller möglichen erstaunlichen Leistungen auf dem Gebiet der Medizin, der Magie, der Schriftkunde sowie der Architektur.

Als sein Herr und Meister Imhotep fragte, welche Art Grab er denn wohl bauen solle, wollte der Architekt zuerst eine riesige Mastaba errichten, jenen Grabtyp, den Könige und Adlige gleichermaßen in der 1. und 2. Dynastie bevorzugt hatten. Später, nachdem die Herrscher in ihrem Ehrgeiz sich zur Pracht

der Pyramide aufgeschwungen hatten, wurden Mastabas nur noch von Privatleuten gebaut. Der Form nach ist eine Mastaba ein niedriger Quader mit Flachdach, etwa wie eine Schuhschachtel oder ein flacher Tresen.

Es wäre toll, wenn es eine Autobiografie von Imhotep gäbe, wie wir sie in den Gräbern späterer Beamten gefunden haben; dann wüssten wir vielleicht, wann und wie er auf die Idee kam, eine weitere kleinere Mastaba auf der ersten zu errichten und eine dritte auf der zweiten und so weiter, bis eine vierstufige Pyramide entstand. Später wurde der Entwurf zu einer Sechsstufenpyramide erweitert, indem man die Basis verbreiterte, die erhaltenen Seiten des Baus verlängerte und oben noch zwei Stockwerke aufsetzte. Die Stufenpyramide unterscheidet sich von späteren Pyramiden dadurch, dass die Stufen nie mit Verkleidungssteinen umhüllt wurden, um eine glatte, durchgehende Oberfläche zu schaffen. Aber sie diente tausend Jahre lang als Inspiration, und wir haben Glück, dass wir den Namen des Architekten kennen und diese Leistung nicht wie sonst so oft im alten Ägypten einem Anonymus zuschreiben müssen.

Die erste Pyramide stand nicht isoliert auf weiter Flur. Der französische Architekt Jean-Philippe Lauer verbrachte den Großteil seines Arbeitsleben in Sakkara damit, jene Bauten zu erkunden und zu restaurieren, die die Stufenpyramide umgaben, und so können wir uns heute mit geringer Anstrengung unserer Vorstellungskraft vor Augen führen, wie der gigantische Grabkomplex von König Djoser in seiner altehrwürdigen Erhabenheit damals aussah.

Alle Gebäude einschließlich der Pyramide waren von einer Mauer aus kleinen weißen Kalksteinblöcken umgeben. Die geringe Größe der Steine ist ein Überbleibsel der früheren Lehmziegelbauweise: Die Ägypter mussten erst noch lernen, wie man das neue Baumaterial optimal nutzte. Innerhalb der Mauer lagen Höfe, Gebäude und Gräber verschiedenen Typs; das Ganze war so komplex, dass Archäologen noch heute immer wieder Neues innerhalb der Umfassungsmauer der Stufenpyramide finden. Die erhaltenen Reste der Bauten sind wichtig für die Erforschung der Wohnarchitektur, denn einige von ihnen bilden die tatsächlichen Wohnquartiere des Königs ab, die aus weniger haltbaren Materialien errichtet waren. Andere sind Repliken von Bauten, die bei verschiedenen Zeremonien Verwendung fanden.

Die Pyramide selbst ist massiv, also ohne jeden Hohlraum gebaut (nehmen wir an); die Grabgänge und -kammern lagen unter der Erde, man betrat sie durch einen Gang vom Grabtempel neben der Pyramide aus. Das ist bei späteren Pyramiden anders. Gleichzeitig ist der Unterbau der Stufenpyramide aufwändiger gestaltet als spätere Beispiele aus dem Alten Reich. Einige Wände waren mit feinen, sehr kunstvoll ausgeführten Reliefs verziert, andere mit klei-

nen blaugrün glasierten Fliesen überzogen, die Schilfmattenbehänge imitieren sollten. Eine stark beschädigte, aber einst großartige Statue des Djoser wurde im Serdab, einem unzugänglichen Raum neben der Pyramide, gefunden, der Leichnam des Königs jedoch ist schon lange verschwunden. Ein paar auf dem Boden der Grabkammer verstreute Knochen könnten alles sein, was von ihm übrig ist – aber selbst das kann man nicht beweisen.

Vom Meisterarchitekten Imhotep ist noch weniger erhalten geblieben. Vor ein paar Jahren horchte die gesamte Welt der Ägyptologie auf, als man ein Grab fand, das eventuell – wohlgemerkt eventuell – Imhotep gehört haben könnte. Leider können wir es nicht genauer sagen. Das Grab liegt in Sakkara in einer Gruppe großer Mastabas der 3. Dynastie, die ihrer Größe nach wohl wichtigen Menschen gehört haben müssen. Allerdings waren all diese Gräber schon in der Antike gründlich ausgeplündert, und später zusätzlich durch Steinraub praktisch völlig zerstört worden. Walter B. Emery, der als Erster in diesem Gebiet grub, war fest davon überzeugt, dass sich Imhoteps Grab dort irgendwo befand und dass es als Kultmittelpunkt eines ptolemäischen Tempels gedient hatte, der dem vergöttlichten Wesir geweiht war. Spätere Ausgrabungen legten ein fantastisches Labyrinth von unterirdischen Galerien mit den Mumien hunderttausender Ibisse und Paviane frei. Diese Tiere waren Thot, dem Gott der Weisheit, heilig, der als göttlicher Vater Imhoteps galt. Vielleicht gehörte ihm tatsächlich eines der entweihten Gräber. Vielleicht harrt es auch noch der Entdeckung. Es gibt jedenfalls noch immer Menschen, die danach suchen.

Eine Statuenbasis im Bereich der Stufenpyramide mit seinem Namen darauf belegt Imhoteps Beziehung zu jenem Bau, der an sich schon ein deutlicher Beweis für eine der ihm zugesprochenen Begabungen ist. Wir können uns durchaus fragen, ob nicht die Überlieferung ebenso exakt auch über seine sonstigen Fähigkeiten berichtet haben könnte. Imhoteps Zeitalter, die 3. Dynastie, war eine prägende Epoche. Die Kreativität blühte auf und bahnte den beeindruckenden Leistungen der ägyptischen Kultur, die wir in der nächsten Dynastie voll entwickelt sehen, den Weg. Djosers Statue zeigt, dass die tastenden Versuche früherer Bildhauer einer Technik gewichen waren, die zur klassischen Art und Weise der Steinbearbeitung werden sollte. Und auch auf dem Gebiet der abstrakten Ideen wurden ähnlich bedeutende Fortschritte erzielt. Über eine solche Idee möchte ich jetzt reden.

Wer von uns die Jahre der Weisheit und Würde erreicht hat, kann sich vielleicht noch an die Küche auf dem Bauernhof eines Großvaters oder Großonkels erinnern: der schwarze Holzofen; der Spülstein mit Wasserkrug, wo sich die

Männer wuschen, wenn sie von der Feldarbeit nach Hause kamen; der lange Tisch mit dem Wachstuch darüber; das mächtige Büfett mit den Sammeltassen und der Familienbibliothek – eine Bibel, ein Versandhauskatalog, ein Almanach und ein Buch mit Hausmitteln gegen alle möglichen Krankheiten.

Das Hausmittelbuch, das ich besitze, habe ich nicht von meiner Großmutter geerbt; ich habe es in einem Anfall von Sehnsucht nach den guten alten Zeiten für fünfzig Cent in einem Antiquariat gekauft. In sentimentalen Momenten kann ich mir vorstellen, dass ich den direkten Nachfahren eines altägyptischen medizinischen Werkes in Händen halte. Wir können den Stammbaum dieser Bücher von den Griechen über die Römer und das mittelalterliche Europa bis in die Moderne nachverfolgen. Sie sind nicht das, was man eigentlich als wissenschaftliche Literatur bezeichnen würde. Zwischen Heilmitteln gegen Rheumatismus, Überbeine und »Anfälle« stehen viele Zaubersprüche, die nichts mit Medizin zu tun haben. Die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Magie ist relativ neu. Die Ägypter sahen wie viele andere, auch spätere Völker überall auf der Welt nur die Wirkung. Bei klaren Fällen – etwa einem Loch im Kopf nach einem Keulenschlag – ging kein Volk pragmatischer als sie daran, die Ursachen zu erklären und die Folgen zu behandeln. Wenn jedoch die Ursache eines Problems unklar war, zögerten auch die Ägypter nicht, sie irgendwelchen Dämonen zuzuschreiben.

Es gibt ein halbes Dutzend wichtige Papyri aus dem pharaonischen Ägypten, die sich mit Medizin beschäftigen. Einer enthält Diagnosen von Magenkrankheiten, in einem anderen geht es um Frauenheilkunde und in einem dritten um Krankheiten an Anus und Enddarm. Das vielleicht berühmteste dieser Medizinbücher ist der Papyrus Edwin Smith, der 1862 gefunden wurde. Thema ist hier die chirurgische Behandlung von Wunden und Brüchen. Die meisten medizinischen Papyri, die wir haben, sind Abschriften aus dem Neuen Reich. In Fällen wie diesen trägt dann die mühevolle Kleinarbeit des Philologen zur historischen Erkenntnis bei. Wir wissen heute so gründlich Bescheid über die ägyptische Sprache, dass Forscher das wahrscheinliche Entstehungsdatum eines Manuskripts allein aus der Sprache heraus bestimmen können, anhand von stilistischen, grammatikalischen und epigrafischen Einzelbeobachtungen, genau wie jemand, der sich mit englischer Literatur beschäftigt, ein Werk aus dem 14. Jahrhundert von einem aus dem 17. Jahrhundert unterscheiden kann. Der Text des Papyrus Edwin Smith ist sehr alt; er entstand wahrscheinlich in der Zeit der 4. Dynastie oder sogar noch früher.

Wie unsere alten Medizinbücher enthalten ägyptische »medizinische« Texte zwei unterschiedliche Typen von Rezepten. Die große Masse ist auf Heilung

mit den Mitteln der Magie ausgerichtet. Normalerweise gehörten dazu zwei Elemente: ein Zauberspruch, der den Dämon aufforderte, seine Herrschaft über den Körper des Kranken aufzugeben, und eine rituelle Handlung. Oft war das Ritual für den Patienten ebenso schmerzhaft wie für den hypothetischen Dämon; der betroffene Körperteil wurde womöglich mit heißen Eisen traktiert oder mit Nadeln gestochen. Wir kennen diese Techniken aus vielen Ländern und Zeiten; der Glaube an eine Besessenheit durch Dämonen war und ist sogar so weit verbreitet und konstant, dass wir ihm, wenn eine einstimmige Überzeugung ein gültiges Kriterium für Wahrheit wäre, weitaus mehr Glaubwürdigkeit zugestehen müssten, als wir es heute tun. Jedoch haben wir gelernt – und das hat ziemlich lange gedauert –, dass Penicillin besser wirkt als heiße Eisen und Zaubersprüche nicht so gut heilen wie Chinin.

Was uns allerdings den Atem stocken lässt, ist ein – wenn auch schwacher – Hinweis darauf, dass ein ägyptischer Arzt des 3. vorchristlichen Jahrtausends das womöglich auch schon wusste. Im Papyrus Edwin Smith gibt es achtundvierzig lange Abschnitte, die sich sowohl im Format als auch im Ansatz radikal von den Zaubersprüchen unterscheiden, die den Rest dieses Papyrus und die meisten anderen füllen. Der Ansatz ist völlig nüchtern; übernatürliche Krankheitsursachen werden nirgends erwähnt. Nun geht es in diesem Papyrus um Wunden und Brüche, bei denen die Ursache der Verletzung auch dem Abergläubischsten klar sein muss. Aber es gibt auch einen Fall einer partiellen Lähmung nach einer Hirnverletzung, der nun sicher eine weitergehende Analyse verlangt als die einfache Beobachtung, dass ein Knochen gebrochen ist. Der antike Arzt macht dazu eine revolutionäre Aussage: Es geht hier nicht um etwas, das von außen in den Menschen eingedrungen ist; sein eigenes Fleisch hat es hervorgebracht. Mit anderen Worten – keine Dämonen.

Manche Forscher sind der Meinung, dass andere medizinische Papyri Auszüge aus derselben alten chirurgischen Abhandlung enthalten, aus der auch die achtundvierzig Abschnitte im Papyrus Edwin Smith stammen. Dieser stellt ein Sammelsurium von Material aus unterschiedlichsten Quellen dar; er wurde im Alten Reich zusammengestellt, also muss die chirurgische Abhandlung, aus der er sich bediente, noch älter gewesen sein – vielleicht stammte sie wirklich aus der 3. Dynastie.

Allerdings setzte sich der Forschergeist nicht durch. Über die Jahrhunderte hinweg hielten und vervielfachten sich die Zauberformeln, und falls irgendein Arzt doch die exzentrische Vorstellung entwickelte, dass alle Krankheiten wie die aus der Hirnverletzung entstandene Lähmung durch Vorgänge im Körper statt durch Einwirkung von Dämonen entstanden sein könnten, so sprach er

eine solche Häresie nie laut aus, zumindest soweit wir wissen. Medizin und Magie, Zauberer und Heiler – mit Ausnahme einiger weniger Abschnitte der menschlichen Geistesgeschichte sind sie immer miteinander verquickt gewesen. Es ist wirklich merkwürdig, dass wir zu einem so frühen Zeitpunkt in Ägypten auf einen ersten Ansatz wissenschaftlichen Denkens stoßen – und noch merkwürdiger, dass das vielleicht etwa zu jener Zeit geschah, in der auch der legendäre Weise Imhotep lebte. Für die Griechen war Imhotep nicht nur der Erbauer der Stufenpyramide und der Schutzheilige der Schreiber; er war vor allem ein meisterhafter Arzt und wurde mit Äskulap gleichgesetzt. Sein Ruf als Arzt war so gewaltig, dass in ptolemäischer Zeit eine junge Ehefrau sagen konnte:

> *»Zusammen mit meinem Gemahl betete ich zur Majestät des Gottes, groß an Wundern, wirkungsvoll an Taten, der demjenigen einen Sohn gibt, der keinen hat: Imhotep, Sohn des Ptah, und er erhörte unsere Gebete, wie er es bei jenen tut, die zu ihm beten.« (Stele der Taimhotep)*

Vielleicht hatte ihr Gebet eine solidere Basis, als ihr selbst bewusst war.

Wenn Imhoteps medizinische Einsichten schon nicht auf fruchtbaren Boden fielen, so wurde seiner architektonischen Innovation jedenfalls die größte Anerkennung zuteil, die man sich vorstellen kann – die Nachahmung. Djoser war nicht der einzige König der 3. Dynastie, der mit dem Bau einer Pyramide begann. Luftaufnahmen, eine nützliche moderne Hilfe bei der archäologischen Kartierung, haben gezeigt, dass auf dem Wüstensand in der Nähe des Komplexes der Stufenpyramide ein weiteres Bauwerk stand; es war rechteckig, in seinem Innern war aber nichts weiter zu erkennen. In den Jahren 1953/1954 grub der ägyptische Archäologe Mohammed Zakaria Goneim diesen seltsamen Bau aus und fand eindeutige Belege für die Grundmauern einer weiteren Stufenpyramide. Sie sollte wohl so groß wie die von Djoser werden, kam aber nie über die zweite Stufe hinaus – vielleicht war der ehrgeizige König zu früh gestorben. Das Luftbild hatte den Umriss der Umfassungsmauer gezeigt. Es existierte auch eine unterirdische Anlage mit vielen Galerien, in denen die Ausgräber Gefäße, Gefäßverschlüsse und, wesentlich spannender, auch einige Goldarmreifen fanden. Generationen gewissenhafter Grabräuber hatten das Gold irgendwie übersehen, obwohl sie alle anderen Beigaben aus dem Grab weggeschafft hatten, das eine sagenhafte Ausstattung gehabt haben muss – in den unterirdischen Galerien gibt es über 120 Lagerräume. Der bedeutendste Fund jedoch war ein Sarkophag in der Grabkammer. Anders als die üblichen Sarkophage, deren Oberteil sich anheben lässt wie der Deckel einer Schachtel,